

**Zeitschrift:** Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen  
**Band:** 122 (1944)  
**Artikel:** Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs : 26. August 1444  
**Kapitel:** "Es ist zu wissen..."  
**Autor:** Hartmann, Alfred / Bruckner, Albert / Suter, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1006919>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.10.2024

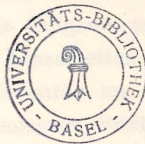
**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

mit freundlichem Gruß  
vom Verf.

«Es ist zu wissen...»

von

Gustav Steiner





«Es ist zu wissen», — so beginnen die Aufzeichnungen des ehrenfesten Meisters der Brotbeckenzunft von Basel, in denen er Bericht hinterlässt, wie es im «mörtlich gros Krieg», in der Schlacht von St. Jakob und im Krieg zwischen der Stadt und der Herrschaft Oesterreich zugegangen. Diese Chronik ist ein Zeugnis von besonderem Wert, war doch ihr Verfasser, Hans Sperrer, «den man nampt Brüglinger», Zeitgenosse und mitbeteiligt, so dass er aus eigenem Erlebnis die Ereignisse in aller Kürze überliefert.

«Man soll wissen», — so beginnt der erste Eintrag in dem Basler Stadtbuch, das nach dem Erdbeben eröffnet und nach seinem Einband als «Rotes Buch» bezeichnet wurde.

Wie mächtige Bergkuppen und Spitzen aus den Höhenzügen unseres Landes emporragen und das Landschaftsbild bestimmen, unveränderlich in aller Zeit, sichtbar allen Geschlechtern, so sind in der Mannigfaltigkeit des Geschehens einzelne Ereignisse in der Geschichte unseres Landes hervorragende, allen Geschlechtern gültige Zeugen und Zeichen unserer freiheitlichen Entwicklung. Morgarten, Sempach, Näfels, St. Jakob, Murten sind uns nicht bloss Namen, sondern Erklärung, Rechtfertigung und Verpflichtung unseres staatlichen Daseins, unserer freiheitlichen Denkungsart und unseres Willens zur Unabhängigkeit. Die Erinnerung an das Wachstum der Eidgenossenschaft ist immer auch eine Mahnung, das, was schwer erkämpft und mit Blut besiegelt worden ist, als unveräusserliches Eigentum zu wahren und zu festigen und dafür auch das Leben einzusetzen. So soll der 26. August ein Dank- und Gedenktag sein. «Es ist zu wissen», wie auf dem Felde von St. Jakob die Eidgenossen auch für uns, einer Uebermacht trotzend, in übermenschlicher Anstrengung, ihr Blut vergossen haben, damit wir als ein freies Volk leben. Jahrhunderte sind vergangen seit den Tagen, da Brüglinger mit seiner Erzählung einprägen wollte: Es ist zu wissen! Unzählige Bücher sind seither geschrieben und gedruckt worden. Wir leiden förmlich unter dem Vielerlei, das sich als Wissenwertes uns aufdrängt. Das Nebensächliche überwuchert das Wesentliche. Vergangene Jahrhunderte waren sparsamer in ihren Aufzeichnungen. Um so nachdrücklicher spricht das Wort: «Es ist zu wissen». Dinge, «die ewiglich wahren sollen», werden aufgeschrieben. Zu diesen Dingen gehört das Wissen um den mörderischen Krieg, weil mit Hilfe der Eidgenossen der Stadt Basel Freiheit gerettet worden ist. Wenn wir noch weniger Einzelheiten kannten, als uns über die Schlacht von St. Jakob überliefert sind: Wir könnten uns zufrieden geben mit dem Wissen um den Todeskampf, der vor den Toren unserer Stadt ausgefochten wurde, und der die Stadt aus der Umgarnung durch ihre Feinde rettete. Dass in schwerer Schicksalsstunde Basel nicht in die Hand des Dauphins fiel, dass die Stadt weder französisch noch österreichisch, sondern eidgenössisch wurde: das ist die Tatsache, deren wir immer wieder eingedenk sein sollen. Heute mehr denn je. Denn während in ihrer Art und in ihren Bestrebungen ähnliche Städte wie Basel früher oder später ihre Reichsfreiheit und ihre Selbständigkeit verloren haben, hat Basel mit den Eidgenossen, den verachteten «Bauern», sich zusammengetan, mit dem Willen zur Freiheit und Unabhängigkeit; und aus der Verpflichtung von St. Jakob ist der ewige Bund hervorgegangen. Seit dem blutigen Opfer von St. Jakob gab es für Basel, wenn die Bürgerschaft ihrem



freiheitlichen Streben treu bleiben wollte, überhaupt keine andere Richtlinie als diejenige zum Bund von 1501. Und so kommt es, dass im mörderischen Krieg unserer Zeit die Basler Schulter an Schulter mit den übrigen Eidgenossen im Felde stehen, entschlossen, den Frieden zu wahren, ebenso entschlossen, gegen jeden Einbrecher Heimat und Freiheit zu verteidigen, als unerschütterliche Volks- und Wehrgemeinschaft.

Die Erinnerung an die Entstehung und Festigung der Eidgenossenschaft ist in guten und bösen Zeiten gepflegt worden, zur Seelenstärkung, aus Dankbarkeit und als stete Mahnung, nicht zu erlahmen und gleichgültig zu werden. Zeitweise werden die Namen derjenigen aufgezeichnet, die Basel in Widerwärtigkeiten und Not Treue erwiesen haben. Mehr als einmal begegnet uns in den offiziellen Aeusserungen der Stadt die Feststellung, dass sie in ihrer Anfechtung durch Oesterreich und den Adel einzig und allein von den Eidgenossen Trost und Hilfe empfangen habe. Im Stadtbuch, das neben anderm bestimmt wurde zur Aufzeichnung «ewiger dinge oder ander stucken, die lange weren süllent», werden die Umtriebe des Adels, die zum Armagnakenkrieg führten, festgehalten, auch ihr Ziel, dass nämlich die Eidgenossenschaft und «unser stad Basel» vernütigt und untergebracht, also unterworfen werden. Eidgenossenschaft und Basel befinden sich in einer Schicksalsgemeinschaft.

Die denkwürdigen Sachen, zu denen in erster Linie die Hilfeleistung durch gute Freunde gehörte, sollten von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden. Am Schwörtag, an dem die Bürger auf den Zunftstuben dem Oberstzunftmeister zu Händen der Stadt den Eid schwuren, wurden wichtige Ereignisse der Vergangenheit verlesen und dadurch in Erinnerung gerufen. Das geschah bis ins Jahr 1798. Sicherlich nicht immer mit derselben Gewissenhaftigkeit. Aber wir stellen uns gerne vor, dass bei dieser Gelegenheit Rettungen aus ferner Not als ein Wissenswertes aufgefrischt wurden, Rettungen, wie sie mit ernstem Nachdruck in die Ratsbücher waren eingetragen worden. «Man soll wissen», so lautet der erste Eintrag im Roten Buch, dass die Stadt vom Erdbeben zerbrochen ward. Man soll ebenso wissen, wer ihr Leides und wer ihr Gutes getan hat. So erfahren wir, dass Basel zu den Eidgenossen Zuflucht nahm, als im Jahre 1439 die Armen Jäcken zum erstenmal die Nachbarschaft heimsuchten. Das Kriegsvolk verzog sich. Bereits aber waren die Eidgenossen «uf den füssen», nach bestem Vermögen den Baslern tröstlich zu sein mit ganzer Macht, obschon damals kein Bund bestand. Das wollen wir ihnen zu gutem nie vergessen und «hant ouch erkennt die sachen und geschichten in dis buoch ze setzende» zu einem ewigen Gedächtnis. Denn als die Bitte um Hilfe rückgängig gemacht wurde, weil damals die Armagnaken den Kopf gen Burgundien kehrten, da waren unsere Freunde traurig und keineswegs erfreut. Solches erfahren wir aus den pergamentenen Blättern des ältesten Stadtbuches.

Aus solcher Hilfsbereitschaft erwuchs die Treue von St. Jakob. Sie wurde gefestigt, weil jeder sich auf den andern verlassen konnte, sogar ohne Bund. Als im Jahre 1476 Murten belagert war, erbaten die Berner getreues Aufsehen und redeten die Basler an als «Getreue, liebe, brüderliche Freunde!» Und auf die rasche Zusage Basels antworteten Schultheiss und Räte der Stadt Bern hocheufreut: «das wollen wir unverspart libs und guets um Euch und Eure Nachkommen ewiglich verdienen, so lang der Grund unsere Stadt trägt». Wie die Treue, so war also auch die Dankbarkeit gegenseitig.



Aus solcher Hilfe ist der Bund emporgewachsen. Auch das sollen wir wissen, dass die Bewährung in der Not vorausging. Es gab mancherlei Vereinigungen, es gab Städtebünde und Bauernbünde, aber als diese Bünde sich kräftig erweisen sollten, versagten sie. Als 1439 die Armagnaken den Sundgau und das Elsass ausplünderten, da redeten auch die Herren, die sonst nichts von unserer Stadt wissen wollten, von einem Bund. Aber sie hatten nur ihr augenblickliches Interesse im Auge. Da war kein Vertrauen. Basel lehnte ab. Es suchte seine Hilfe bei den Eidgenossen. Mit und ohne Bund: man hatte Vertrauen. Und die Eidgenossen verstanden wohl, wie schwer es der Bürgerschaft fiel, die von der Herrschaft Oesterreich umringt war und die im Innern der Ritterschaft noch nicht Meister geworden war, den letzten, den entscheidenden Schritt zu tun: den Schritt zum ewigen Bund von 1501.

Auch das sollen wir wissen, dass die Basler Bürgerschaft, die Zünfte, eine grosse Begierde hatten, wie Brüglinger sich ausdrückt, dem eidgenössischen Volk zu Hilfe zu kommen. Zur Belagerung der Farnsburg hatte die Stadt Geschütz und Pulver geliefert, sie hatte Sevogel mit einer Anzahl von Knechten nach Liestal geschickt, dieser führte jetzt den Oberbefehl, auserwählte Mannschaft aus den baslerischen Aemtern Liestal und Wallenburg verstärkte den eidgenössischen Harst. Aber weil das Kriegsvolk, wie wiederholt berichtet wird, nicht den Hauptleuten «folgen» wollte, geriet die Stadt in schwerste Bedrängnis. Der Warnung des städtischen Boten zum Trotz warfen sich die Schweizer auf die Hauptmacht der Armagnaken. Den Bundesgenossen in ihrer Not Beistand zu leisten und sie zu entschütten, erschien der Basler Bürgerschaft als selbstverständliche Pflicht in diesem Kampf, in dem es sich um die Freunde und die gemeinsame Sache, um die Existenz und Freiheit der Eidgenossen wie der Stadt handelte. Darum sammelte sich das Volk in Waffen auf dem Kornmarkt und verlangte das Zeichen zum Ausmarsch. Aber Pflicht war es auch, die Stadt als Bollwerk und als Schlüssel der Eidgenossenschaft vor einem Handstreich des Feindes zu sichern. Sie durfte nicht in die Hand des Dauphins fallen. Dass aber gerade die Eroberung der Stadt das eigentliche Ziel des Dauphins war, darin stimmen alle Quellen überein. Wohl war die Stadt mit Mauern und Türmen bewehrt, aber der Umfang der Befestigung stand in keinem Verhältnis zur Zahl der Verteidiger. Aus diesem Grunde hatte der Rat seine Boten nach Bern und Solothurn gesandt, um Zuzug zu erhalten, und die Absicht der Eidgenossen war, wenn die Farnsburg erst erobert und dieser Pfahl im Fleisch beseitigt wäre, mit aller Mannschaft nach Basel zu ziehen, das vorläufig mit einer eidgenössischen Besatzung Verstärkung erhalten hatte.

Es gab aber auch eine innere Gefahr: Die «Diener und Freunde Oesterreichs», wie Johannes von Müller sich ausdrückt, sassen im Rat. Es bestand eine fünfte Kolonne. Die Anhänger Oesterreichs waren Todfeinde der zünftischen Bürgerschaft. So lange Mauern und Tore durch die Zünfte verwahrt waren, war wenig von ihnen zu fürchten. Wenn aber durch einen Auszug aus der Stadt die Verteidigung geschwächt wurde, dann hatten die Verräter gewonnenes Spiel. Diese Gefahr war so offenkundig, dass der Rat der Stadt Strassburg in einem ausführlichen Trost- und Mahnschreiben den Baslern ausdrücklich ans Herz legte: «luegent, dass ir guot wacht habent und mit lüten, den ir wol getrüwen». Es war also bekannt, dass es in der Stadt auch solche gab, die es



mit dem Feind hielten und denen man nicht trauen durfte. «Trachtet darnach, dass ihr sie ausstosset und lasst sie nicht bei euch bleiben», — das war die Meinung der Strassburger.

Die Gefahr war also eine doppelte: sie kam von aussen und sie lauerte im Innern. Wenn trotzdem die Bürgerschaft den Auszug erzwang, dann geschah es aus dem übermächtigen Gefühl, den Freunden die rettende Hand zu reichen, mit ihnen zu siegen oder zu sterben.

Aber das baslerische Hauptbanner gelangte nur bis zur Kapelle vor dem Aeschentor. Wäre man weitergezogen, dann wäre die Stadt in die Hand des Dauphins gefallen. Die Berichte aus beiden Lagern stimmen mit dieser Feststellung überein. Der Heerhaufe der Armagnaken, der auf der Ebene von Gundeldingen stand, wartete nur darauf, sich zwischen den baslerischen Auszug und die Stadt zu schieben. Dann war es möglich, dass der Verrat dem Feind das Tor öffnete. Als die Gefahr erkannt wurde, befahlen Bürgermeister und Hauptleute den Rückmarsch. Es war nicht leicht, das widerstrebende Volk zum Gehorsam zu bewegen. Von der schmerzlichen Empörung, dem Jammer, nicht helfen zu können, legen die zeitgenössischen Aufzeichnungen ergreifendes Zeugnis ab.

Diese Tragik aus dem Missverhältnis von Wollen und Können hat sich der Zeit und Nachwelt eingepägt. In den Quellen ist von einem Spitz, also einem Keil die Rede, mit dem die Armagnaken den Baslern die Verbindung mit ihrer Stadt abschneiden wollten. Aus dem Bilde Tschachtlans könnte man auf eine Zangenbewegung schliessen. Aber die Bilderchroniken sind nicht historisch getreu. Es besteht da vielmehr die Absicht, das Wesentliche eines Vorganges zu unterstreichen. So kommt es auch Tschachtlan wohl nur darauf an, uns recht augenfällig zu machen, dass die Armagnaken bereit standen, sich zwischen die baslerische Hauptmacht und das Tor zu schieben. Es fehlt übrigens nicht an Aeusserungen, die darauf schliessen lassen, dass das Gelände zum St. Albantor nicht von feindlichen Truppen besetzt war. Diese standen bei Gundoldingen; von dort aus sollte der Keil getrieben werden. Das wird uns bestätigt durch einen Brief, den der Rat von Basel acht Tage nach der Schlacht an die Reichsstädte schrieb. Daraus vernehmen wir, dass es den Eidgenossen möglich gewesen wäre, dem Unterlauf der Birs zu folgen, dann über den Gellert das St. Albantor zu erreichen und «ohne Schaden» die Stadt zu erreichen.

Daraus erkennen wir die Stossrichtung der Armagnaken, ihren Anschlag auf die Stadt und, was nicht weniger bedeutsam ist, den Kampfwillen der Eidgenossen. Diese hatten, «kühn und hochmütig», im Ungehorsam gegen ihre Hauptleute, den Angriff erzwungen, und diesen Kampf wollten sie bis aufs letzte ausfechten. Ein Ausweichen gab es für sie nicht. Das Schlachtfeld sollte behauptet werden. Das war zudem nicht so aussichtslos, wie wir es uns vielleicht vorstellen. Der französische Chronist Matthieu de Coucy bekennt, dass der Kampf stundenlang hin und her wogte, bis sichtbar wurde, wer Sieger sein werde. Durch ihn und seine glaubwürdigen Zeugen wird bestätigt, dass den kriegsgewohnten Franzosen nie ein Volk gegenübergestanden habe, das geradezu tollkühn in den Tod gegangen sei.

Um so tragischer mutet es uns an, dass das baslerische Hauptbanner zur Sicherung der Stadt über die Fallbrücke zurückkehren musste. «Und muosten also unser guoten



fründ gotes genoden losen warten und erslagen werden», klagt Brüglinger. Sofort wurde die Mannschaft auf die Mauern verteilt, jeder ging «an das ort, do er hin geordnet was», um einen Sturmangriff abzuwehren.

In die Gewissensnot der Basler können wir uns so wenig hineindenken, wie in den ganzen Umfang der Gefahr, in der die Stadt sich befand. Vom sichern Port aus sehen wir zunächst nur den harten Gegensatz: den ruhmvollen Untergang der Helden, draussen auf dem Felde von St. Jakob, und den Rückmarsch der Städter, die so hochgemut ausgezogen waren. Da dürfen wir eine Tatsache nicht übersehen: nämlich die Entschlossenheit der Bürgerschaft, unter allen Umständen für sich und für die Eidgenossen das Bollwerk gegen den Feind zu behaupten, auch nach dem blutigen Verlauf des Tages. Die Eidgenossen hoben die Belagerung der Farnsburg auf, die Verbindung mit der Stadt war völlig unterbrochen, sie war isoliert, mehr denn je auf sich selbst angewiesen; sie war eine Insel in dem von den Armagnaken heimgesuchten Land. Der Dauphin verlangte, dass sie sich der Krone Frankreich unterwerfe. Er werde alles, was Gott ihm verliehen habe, daran setzen, sie zur Unterwerfung zu bringen. So sprach er zu den Basler Abgesandten. Diese aber blieben fest. Er drohte, die Stadt im Sturme zu nehmen. Sie liessen sich nicht erschüttern, trotzten der Gefahr. Da wurde der Dauphin andern Sinnes. Der Plan eines Ueberfalles war am Tage der Schlacht misslungen. Und jetzt begegnete ihm dieselbe Hartnäckigkeit, mit welcher die Eidgenossen ausgeharrt hatten. Der Mut der Bürgerschaft war ungebrochen. Sie war entschlossen, den Kampf mit der Uebermacht aufzunehmen. Sie durfte nicht zurückstehen hinter ihren Bundesgenossen.

Auch das ist zu wissen und soll unvergessen sein, dass die Eidgenossen gestritten haben «einen sommerlangen Tag» gegen mehr als zehnfache Uebermacht, auf ebenem Felde, nicht im Schutz ihrer Berge, ohne in ihrem Todesmut und in ihrer verbissenen Tapferkeit nachzulassen. In seinem Ungestüm hatte sich das Volk dem Befehl, an der Birs halt zu machen, widersetzt und den Kampf erzwungen. Nun blieb aber auch jeder der höchsten Pflicht gehorsam, vor dem Feind nicht zu weichen. Im blutigen Ringen wäre es Schande fürs Leben gewesen, den Streit aufzugeben. Des Todes gewiss, im Angesicht der stets sich erneuernden feindlichen Scharen, brauchte jeder seine Kraft bis zum letzten, den Ansturm aufzuhalten, den Gegner niederzuschlagen und mit heldenhaftem Sterben den Uebermut, der sie zum Angriff getrieben, zu rechtfertigen. Der Heldensinn rettete sie nicht vor dem Untergang; aber vor dem unbeugsamen Mannestrotz erschien dem Dauphin der Sieg gering. Er war seines Erfolges nicht froh, und er sah ihn verblassen vor dem Glanz, der über den erschlagenen Eidgenossen für Zeit und Nachwelt aufleuchtete. «Unbesiegt, vom Siegen ermüdet», so würdigte der Humanist Aeneas Silvius in beinahe poetischer Redewendung das Schicksal der Unterlegenen. Und während der Dauphin klagte, er wollte viel Gold geben, wenn die Eidgenossen und die Seinen noch am Leben wären, verfielen diese nicht trostloser Trauer, sondern sie richteten sich auf an dem Gedanken, in dem die Trauer mit stolzer Bewunderung verbunden war, dass die Toten im Leben ihre Pflicht getan hatten: «doch rüwent (reuen) uns die unsern vil dester minder, sider das si redlichen bestanden und an keiner Flucht erstochen sint».



In einer geschichtlichen Aufzeichnung wird gemeldet, dass die Eidgenossen auf ihrem Vormarsch gewarnt wurden und dass einer unter ihnen, ein Mann von Ansehen, zur Antwort gab: «Unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Feinden.» Die Chronik ist eine späte Fälschung. Das Wort wird uns nirgends zuverlässig bestätigt. Aber freilich, es wird bezeugt durch die Tat. In der Form, in der es uns mitgeteilt wird, scheint es nicht in die Wirklichkeit zu passen: die Sprache des Augenblickes war derb. Sevogel, der Glarner Netstaler und andere der Hauptleute wurden hart bedrängt, als sie an den Eid, nicht weiterzugehen, erinnerten. Der Basler Bote wurde erstochen. So war die Wirklichkeit: jedesmal wurde der Warner von der Menge überschrien. Wir kennen die Antworten der Gekränkten, aber doch wohl nur dem Sinne nach. Was im Hader und Zorn gesprochen wird, das sucht nicht nach Schönheit des Ausdrucks. Geflügelte Worte aus geschichtlichen Begebenheiten haben meist erst durch die schriftliche Ueberlieferung ihre prägnante und sorgfältige Form gefunden. Die Aufforderung zur Kapitulation beantwortete Cambronne in der Schlacht von Waterloo nicht mit dem berühmt gewordenen Satz: «Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht», sondern mit einem derben, unanständigen Soldatenfluch. Die Legende hat dies Soldatenwort gemodelt, bis es salonfähig wurde. Der Sinn ist derselbe geblieben, und was noch wichtiger ist: Wort und Tat stimmen überein. Es besteht also die innere Wahrhaftigkeit von Cambrones Ausspruch. Er hat tatsächlich die Zumutung des englischen Generals, die dieser an die Garde richtete: «Brave Franzosen, ergebt euch!» schroff, derb, grob zurückgewiesen. Er befahl seinem Carré den Angriff, er selber stürmte voran, voller Zorn, voller Verzweiflung und Erbitterung, bis ihn eine Kugel mitten ins Gesicht traf, so dass er blutüberströmt zusammenbrach. Ueber ihn, den Totgeglaubten, ging Schlacht und Rückzug der Franzosen. Napoleons Kaiserreich brach zusammen, aber die Tapferkeit seiner Garde überlebte den Zusammenbruch durch das historisch gewordene Wort.

Der schriftlichen geht die mündliche Ueberlieferung voraus. Sie ist von Anfang an der Veränderung unterworfen, auch dem Missverständnis. Es ist nicht immer leicht, den Kern herauszuschälen. Da müssen wir uns vor allem fragen, ob der überlieferte Ausspruch übereinstimmt mit den damaligen Verhältnissen und Tatsachen, mit dem Charakter und mit der Denkweise dessen, der spricht, und mit der Lage. Der Ausspruch muss psychologisch wahr sein. Er muss sich aus dem Zusammenhang mit dem sichtbaren Vorgang als natürlich ergeben. Er muss erklärlich und verständlich sein. Unverständlich bleibt der zweite Teil des Wortes, mit dem Burkard Münch von Landskron auf dem Schlachtfeld von St. Jakob das Gericht über sich selber herausforderte. Das Bild vom Rosengarten ist zweifellos richtig, denn auch im Volkslied wird der Kirchhof als Rosengarten bezeichnet, und in einen blutigen Kirchhof blickte der schadenfrohe Ritter. Was aber die Vorfahren damit zu tun haben, die diesen Rosengarten gepflanzt haben sollen, bleibt allen gelehrten Erklärungen zum Trotz unerfindlich. Wollte er die Sterbenden verspotten, dann konnte es nicht mit fernem und ihnen fremden Erinnerungen geschehen. Seine Sprache war verständlich, wenn er über den Tod so vieler Männer höhnte, über den blutgetränkten Garten. Der Doppelsinn des Bildes lag auf der Hand. Im ummauerten Garten hatten die Schweizer gekämpft. Jetzt, da einen Augenblick der Kampf ruhte, sah «Her burckart munich in den Garten, sprach, ich



siche in ein Rossegarten (Rosengarten)»; so weit ist das Gleichnis eindeutig. Den Stempel der Echtheit trägt vor allem die Antwort des Uners «Friss eine der Rosen.» Das ist soldatische Wirklichkeit. Und mit bleichen Lippen sinkt Burkard Münch vom Pferde, durch «das aufgetane Visier also hart getroffen» vom Steinwurf des todwunden Uners und von dessen Fluch, von einem Fluch, den auszusprechen später bei Busse verboten ward, weil es der Fluch eines Sterbenden war und er den Tod in sich trug.

Der Tod des Ritters, der «uff der statt schaden gesin», das dreitägige Siechtum und die Weigerung der Basler, seinen Leichnam in der väterlichen Gruft beizusetzen, der tiefe Fall des hochmütigen Widersachers machte jedenfalls auf die Basler tiefen Eindruck. Der Zeitgenosse Erhard von Appenwiler überliefert die Episode. Die Herausforderung ist so zuverlässig wie die Antwort und der Steinwurf es sind, wenn auch die Anspielung auf die Vorfahren Münchs ungenau und missverstanden ist. Ganz anders verhält es sich mit dem schönen Wort: Unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Feinden. — Dafür besitzen wir keine sichere Kundschaft.

Soll nun die Aufschrift auf Denkmal und Denkstein ausgelöscht werden, weil das Wort in dieser Fassung nicht bezeugt ist? Keineswegs. Gesprochen oder nicht: es bleibt die Aufschrift, die summarische Zusammenfassung des Heldenkampfes, denn in diesem Sinn und Geist haben die Eidgenossen den Kampf aufgenommen und zum bitteren Ende geführt. «Unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Feinden», das Wort spricht aus, was als Realität geschah. Wenn die Eidgenossen jeweils «mit zertanen Armen» auf die Knie sanken und im Schlachtgebet Zuversicht und Freudigkeit von Gott erflehten, wenn sie bereit waren, das Leben hinzugeben, ihre Seele der Gnade Gottes anbefahlen, dann geschah es im Bewusstsein, dass der Feind wohl das Leben töten, dass er aber der Seele nichts anhaben könne.

Von der Murtener Schlacht berichtet der Kaplan Knebel, wie die Eidgenossen, die Basler mit ihnen, das Gebet verrichteten, dann «mit einer Seele, einem Glauben, einer Liebe» zum Angriff stürmten. Was Knebel von Murten sagt, gilt auch von St. Jakob: «Die sach nit menschlich gewesen ist». Hier fehlt uns freilich jede Kunde von einem Augenblick religiöser Besinnung vor dem Angriff auf die Jäcken. Die Schweizer warfen sich «mutbrünstig» dem Feinde entgegen. Und je heisser der Streit, je drangvoller die Uebermacht der Reiterscharen wurde, um so enger schlossen sich die Eidgenossen zusammen als eine Gemeinschaft bis in den Tod. Sie setzten sich zur Wehr wie Löwen, meldet Aeneas; das Verderblichste, sagt er, war ihr hoher Mut; oder soll man es Tollkühnheit nennen? Das junge Volk hatte sich über die Forderung der Disziplin hinweggesetzt, denn das brausende Blut fürchtet den Tod nicht, — jetzt in der Schwere des Schicksals war jener Hader vergessen. Sie schlossen sich zusammen «mit einer Seele» als Schicksalsgemeinschaft. Der Todeskampf war Pflicht und Ehrensache jedes Einzelnen, zugleich des Einzelnen in brüderlicher Treue. Das war die Bereitschaft, mit dem Leben zu zahlen.

Die Verbundenheit aus der gemeinsamen Leidenschaft für Freiheit und Heimat verlieh den Eidgenossen ihre Stosskraft. Das moralische Element, das den freien Mann be-seelt, ist oft, auch in unserer Zeit, unterschätzt worden. Das moralische Element ist aber für ein Volk, dem die Freiheit höchstes Lebensgut ist, und das in diese Freiheit



von Generation zu Generation hineingewachsen ist, eine Quelle der Kraft. Diese Kraft vermochte auch zu St. Jakob das scheinbar Unmögliche. Der Einsatz freilich war: «unsere Leiber den Feinden».

Gott aber die Seele. Die Jahrzeitbücher halten die Namen der Helden fest. Ihrer Seelen soll gedacht werden. Und ihrer Namen in Ehren. Ausgeschlossen von dieser Gemeinschaft auch im Tode und im Nachruhm ist der Feige. Eine Handschrift über die Kämpfe der Schwizer gegen die Franzosen im Jahre 1798 versieht den Feigen, zu unvergesslicher Schmach, förmlich mit einem Steckbrief: «Herr Major Benedikt Bellmont, alt 45, verheiratet, der von den unsern am Sattel tot geschlagen worden, weil er geflohen, verdient nicht unter den Helden zu stehen. Sein Körper lag drei Tage nackend auf der Erde.» Dann wurde er verscharrt. So lautet die Aufzeichnung. Sie redet eine eindringliche Sprache.

Der Gedanke der Freiheit ist ein sittlicher Gedanke. Er erfasst das ganze Dasein: politische Freiheit als Unabhängigkeit und Selbstbestimmungsrecht, Religion und Liebe zur Heimat. Der Bürger ist zugleich Wehrmann: die Wehrpflicht ist nicht nur Pflicht, sie ist selbsterworbenes, unentbehrliches Recht. Aus dieser sittlichen Quelle strömte die Leidenschaft, die am Morgarten, bei Sempach, in den Burgunderkriegen, Fürsten und Ritter zu Boden schlug. Der Dauphin erschrak vor ihr und bewunderte sie zugleich. So auch seine Heerführer. Sie erkannten ein Heldentum, das ihnen bisher nicht begegnet war. Darum waren sie sogar bereit, den Kampf abzubrechen. Die Deutschen waren es, d. h. die österreichischen Adeligen, so sagt die Chronik, die den französischen Heerführern zusetzten, sie sollten nicht die Schmach auf sich nehmen, vor einer Handvoll Bauern gewichen zu sein.

Der sittliche Gedanke der Freiheit ist von unmessbarer Kraft. Das erkennen wir aus den Höhen und Tiefen schweizerischer Geschichte. Und die Gegenwart zeigt uns, wie die deutschen Armeen freie Völker überfallen, ausgeplündert, erniedrigt haben, wie der Rechtsbrecher jede nur denkbare Brutalität anwendet, jedes moralische Gesetz und Menschenwürde unter seine Füße tritt; aber es ist ihm nicht gelungen, den Geist der Freiheit, die sittliche Idee der Freiheit zu ersticken.

«Nicht besiegt, vom Siegen ermüdet!» Dies Urteil des Zeitgenossen Aeneas Silvius steht mit der Tatsache in Widerspruch: nicht die schweizerische Schar, sondern der Dauphin behauptete das Schlachtfeld. Und doch steckt in diesem Urteil des gescheiterten Humanisten tiefe Wahrheit. Sie gilt auch für das heutige Weltgeschehen. Aeneas nennt den Erfolg des Dauphins einen «traurigen und höchst blutigen Sieg». «Victoria lugubris atque cruentissima Armeniacorum fuit.» In Wirklichkeit war der Sieg der Armagnaken ein Stoss ins Leere. Der Dauphin brach den Krieg mit den Eidgenossen ab, zum Sturm auf Basel liess er es nicht kommen. Mit den Eidgenossen und mit Basel schloss er Frieden. Der Adel hatte ihn gerufen, damit er die Stadt unterwerfe, die Eidgenossenschaft wieder Oesterreich dienstbar mache; Basel sollte das Bündnis mit den «Bauern» aufgeben. Aber von alledem geschah nichts. Die Stadt schloss sich enger denn je an ihre Retter; mit den Eidgenossen trat sie in offenen Krieg gegen Oesterreich, verbannte den verräterischen Adel aus ihren Mauern, eroberte die Schlösser und Städte und brandschatzte die Gebiete der Herrschaft Oesterreich. Die Armagnaken wurden zur



Landplage denen, die sie hergeholt hatten. Die Basler Boten dagegen sassen mit ihren Verbündeten von Bern und Solothurn, ferner mit den Abgesandten der innern Orte zusammen, verhandelten mit den Vertretern des Dauphins den Frieden und setzten ihr Siegel neben die Siegel von Bern und Solothurn. Der Auszug des Dauphins gegen die Schweizer endigte mit einer Freundschaftsallianz. Die Rettung der Stadt in schwerster Zeit, da ihr Schicksal auf des Messers Schneide stand, gab den Zünften den stärksten Auftrieb in ihrer hartnäckigen Auseinandersetzung mit den österreichischen Lehensträgern im Rat. Einmal mehr hatte die Stadt erfahren, dass ihre einzige zuverlässige menschliche Hilfe bei den Eidgenossen stand. Das Band, das hätte gelöst werden sollen, wurde gefestigt.

Das also war der Ausgang: die Eidgenossenschaft war nicht zertrümmert, Basel nicht erobert und dienstbar gemacht. Der blutige Tag festigte die Freundschaft der Eidgenossen mit der Stadt. Der Gewinn war nicht auf Seite Oesterreichs und des Adels, sondern auf Seite der Eidgenossen. Der Hauptschlag, auf den Oesterreich gerechnet hatte, hatte fehlgeschlagen.

Was das bedeutet, das erfassen wir in den wenigen Worten des Chronisten Wurstisen: «Gemeiner Eidgenossenschaft ist diesmal ein solch Bad übergetan gewesen, dass wo nicht Gott diese Anschläge gebrochen, ihr Regiment sollte zu Trümmern gegangen sein».

Dieses Wissen soll auch heute erneuert werden. Es kann auch heute unser Vertrauen in schicksalsschwerer Zeit befestigen. Freilich: die Erinnerung allein genügt nicht. Im Jahre 1813 brachen die Oesterreicher und Preussen in unser Land ein, Neutralität hin, Neutralität her. Damals erklärte Hauptmann Fischer bei den Verhandlungen im österreichischen Feldquartier, die schweizerischen Truppen werden sich zur Wehr setzen, eingedenk der Helden von St. Jakob. Aber das waren Worte, und Worte, so schön sie sind, genügen nicht.

Es bleibt zu wissen, dass die Freiheit nicht ein für allemal erkämpft ist. Es muss uns zur persönlichen Ueberzeugung werden: besser am Morgarten gefallen, besser bei Sempach durchstoßen, besser bei Murten erschlagen, besser bei St. Jakob verblutet und erstickt als in Schande gelebt. Der Schweizer ist Soldat und Bürger zugleich; durch den Waffendienst hat er ein höheres Bürgerrecht geschaffen. Darum steht er auch im Alltag unter dem Eid, den er als Soldat ausdrücklich leistet: er hat seine Bürger- und Soldatenpflicht, die ein Untrennbares ist, dem Eid getreu, bis zum Tode zu erfüllen.

Und das ist zu wissen, dass uns die Erfüllung dieser selbstgewählten Pflicht auf dieselbe Stufe mit den Helden von St. Jakob stellt, im Sinn und Geist des Wortes: «Unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Feinden».



Anno dñi m<sup>o</sup> cc<sup>o</sup> lxxij<sup>o</sup> die quarta  
 post Bartholomaei ap<sup>o</sup>li interfecti sub  
 precepto vici p<sup>o</sup>re Basileam apud s<sup>o</sup>m  
 h<sup>o</sup>rdw de Baselia in Ziefen  
 H<sup>o</sup> S<sup>o</sup>ntz Wissner  
 H<sup>o</sup> S<sup>o</sup>ntz Wissner filij ei<sup>o</sup>  
 H<sup>o</sup> Th<sup>o</sup>man Thoman molito ibid<sup>o</sup>  
 H<sup>o</sup> S<sup>o</sup>ntz Gerngross  
 H<sup>o</sup> G<sup>o</sup>ntz Stegman  
 H<sup>o</sup> J<sup>o</sup>h<sup>o</sup> J<sup>o</sup>ggi  
 H<sup>o</sup> Peter Schmugli  
 H<sup>o</sup> X<sup>o</sup>verli Müller  
 H<sup>o</sup> G<sup>o</sup>ntz Nigli  
 H<sup>o</sup> X<sup>o</sup>verli Grim  
 H<sup>o</sup> G<sup>o</sup>ntz Ruodi de Arbenschw<sup>o</sup>ir  
 Requiescant in pace Amen

Eintrag im Jahrzeitbuch von Ziefen.

In die Jahrzeitbücher wurden die Namen der Verstorbenen eingetragen, damit alljährlich an ihrem Todestag eine Totenfeier abgehalten werde. Das Jahrzeitbuch von Liestal ist verloren gegangen, hingegen ist das Jahrzeitbuch von Ziefen noch vorhanden. Es enthält die Namen der bei St. Jakob gefallenen Baselbieter von Ziefen und Arboldswil. Der lateinische Text sagt, dass die nachgenannten Männer der Pfarrei Ziefen umgekommen sind am 26. August 1444 bei St. Jakob, nahe bei Basel. Sie mögen in Frieden ruhen. — Vgl. oben Seite 90. Jedem Namen ist in Abkürzung ein Item vorgesetzt, d. h.: ebenso, gleichfalls. Die Familiennamen lauten: Wissner, Wissner Sohn, Thoman, Gerngross, Stegmann, Jeggi, Schmugli, Müller, Nigli, Grim; als letzter: Hans Ruodi de Arbenschwir.